

Kunstwerke des Glaubens

«**Epiphanie**» Die Ikonen-Ausstellung im Philosophicum Basel gibt einen faszinierenden Einblick in die orthodoxe Bilderwelt

VON TUMASCH CLALUNA

«In den letzten Tagen hat sich hier mehr verändert als beim Aufbau einer gewöhnlichen Ausstellung», bemerkt Nadine Reinert, Betreuerin der Ausstellung, bei der Eröffnung. Sie spricht von einer Aura, die «Erscheinung der Ferne» nach Walter Benjamin. Tatsächlich sind Ikonen im orthodoxen Christentum nicht bloss Abbilder glaubensgeschichtlicher Ereignisse, sondern quasi deren Manifestation im Hier und Jetzt, ein Fenster in eine andere Welt. «Epiphanie» – Erscheinung nennt sich deshalb die Ausstellung. Nina Gamsachurdia die Kuratorin erklärt das Prinzip anhand einer «Mandylyon» genannten Ikone, geschaffen im 16. Jahrhundert in Nowgorod. Sie zeigt das strahlende Antlitz Jesus Christus, wie es auch auf dem Veronica-Schweisstuch oder dem Grabtuch Christi zu sehen ist: ein lebendiges Zeugnis der Präsenz Jesu.

Ohne Patina fehlt der Reiz

Ikone stammt denn auch vom griechischen Wort für Abbild, das im Gegensatz zu «Eidolon», Trugbild, steht. Eine solche Verehrung von Bildnissen ist heute im Westen weitgehend unbekannt, im Osten lebt die Tradition aber weiter. Das zeigen zwei Beispiele aus jüngster Zeit, die

Oft folgt die Bildsprache nicht einem realistischen Anspruch, es geht mehr um den Eindruck, der vermittelt wird.

durch ihre Glätte und die fehlende Patina hervorstechen: Seltsamerweise verlieren sie dadurch für uns an Reiz. Die anderen Exponate sind aus dem sechzehnten bis neunzehnten Jahrhundert und bilden eine grosse Bandbreite von verschiedenen Schulen und Orten ab.

Die meisten stammen aus Russland, nur zwei sind griechischen Ursprungs: der heilige Georg und der heilige Demetrius. Georg tötet wie immer den Drachen, Demetrius aber tötet einen Menschen, den Kaiser Diokletian, während dessen Christen-



Herrscher und Heilige: Viele der ausgestellten Ikonen wurden in den 1970er-Jahren aus der Sowjetunion gerettet.

JURI JUNKOV

verfolgung Demetrius gestorben sein soll. Hier zeigt sich die Verkehrung von Realität und Bildnis. Es ist gleichsam eine Interpretation der Ereignisse als Sieg des Martyriums. Oft folgt die Bildsprache nicht einem realistischen Anspruch, es geht mehr um den Eindruck, der vermittelt wird.

Christus als Herrscher

Was erstaunt, ist das Triumphierende, Majestätische der Christusabbildungen. Er erscheint als strahlender Herrscher, nicht als Leidender, der die Schuld der Welt auf sich nimmt. Auch hier dringt das innere Bildnis nach aussen. Er sitzt bereits zur Rechten Gottes. Zudem fand hier früh eine Vermischung von weltli-

chen Herrschern und Christentum statt, sodass eine imperiale Darstellung nahe gelegen hat. Bildnisse an den Wänden der Hagia Sophia zeigen Herrscher auf gleicher Ebene mit Heiligen.

Viele der Ikonen wurden in den 1970er-Jahren von Schweizer Sammlern aus der Sowjetunion gerettet; diese stellen sie jetzt für die Ausstellung zur Verfügung. Zwei stammen aus dem einzigen Ikonenmuseum der Schweiz, dem Museum Burghalde in Lenzburg.

In der Ausstellung begegnet man irritierenden Besonderheiten. Die Ikonen zeigen unzählige Heilige, von denen man noch nie etwas gehört hat. Wer ist beispielsweise der Heili-

ge Haralampos? Welche Rolle spielen der Heilige Boris und der Heilige Gleb bei den Russen? Warum ist Christus in den Armen Marias als alter Mann dargestellt? Warum hat Maria auf einer Ikone drei Hände? Je länger man schaut, je länger man liest, desto offener wird eine Glaubenswelt, die vom Gleichen spricht wie der westliche Katholizismus, aber sich vollkommen anders ausdrückt.

Küssen und spazieren führen

Auch der Umgang mit den Ikonen ist ein anderer: Sie werden geküsst und bei Prozessionen mitgeführt. Entsprechend haben einige eine silberne Schutzhülle, den Oklad, der die wichtigsten Darstellungen frei-

lässt. Sie sind für sich gesehen bereits Kunstwerke.

Was sind es denn nun: Kunstwerke oder Kultobjekte. Im musealen Kontext überwiegt der erste Aspekt, doch ihr Zweck lässt sich nicht verbergen. Sie stehen auch hier zwischen den Welten. Zur genaueren Ergründung dieser Fragen bietet das Philosophicum diverse Begleitveranstaltungen wie einen Vortrag von Barbara Schellewald zum Bildkonzept der Ikone, Ikonenbetrachtungen, eine szenische Lesung «Der versiegelte Engel» mit Maria Thorgevsky und einem orthodoxen Weihnachtsfest am 6. Januar.

Ausstellung: bis 13. Januar 2014.

Projekt einer russischen Moderne

Gare du Nord Das Mondrian Ensemble spielte in einem ausgezeichneten Konzert die Musik der russischen Avantgarde.

VON NIKOLAUS CYBINSKI

Im Sommer 2012 dokumentierte das Museum Jean Tinguely mit der Ausstellung «Tatlin. Neue Kunst für eine neue Welt», dass es in Russland in den ersten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts kraftvolle und eigenständige geistige Bewegungen gab, die die existierenden politischen und gesellschaftlichen Zustände revolutionär verändern wollten. Dieser kühne Aufbruch in die Moderne blieb in Ansätzen stecken, denn 1920 dekretierte Lenin: «Russisch-kommunistische Partei + Volkskommissariat für das Bildungswesen = Summe des Proletkults.» Was daraus folgte, ist bekannt: «An die Stelle der revolutionären Utopie trat die Fiktion der sozialistischen Wirklichkeit, das heisst, der totalitäre Staat» (Karl-Heinz Ruffmann).

Nicht mit Tradition gebrochen

Sieben Jahre nach seinem ersten Konzert mit Musik der russischen Avantgarde griff das Mondrian Ensemble am Samstag das Thema erneut

auf und spielte im Gare du Nord Kompositionen von Jefim Golyscheff, Alexander Skryabin, Sergei Protopopov, Arthur Lourié, Alexander W. Mosolow und Nikolai Roslawez. Diese Komponisten bedrängte wie auch die politischen Reformen die Frage: Lehnen wir uns an den Westen an oder schaffen wir die Veränderungen aus eigener Kraft und unserer Tradition?

Hört man die Musiken der sechs Genannten, wird gesamthaft erkenn-

Diese Komponisten waren keine «Ingenieure der menschlichen Seele», sondern singende Menschen.

bar, dass sie nicht bereit waren, mit ihrer Tradition zu brechen, und in diesem Festhalten am Erbe erweist sich für unsere Ohren ein Gutteil russischer Authentizität. Diese Komponisten waren keine «Ingenieur(e) der menschlichen Seele» (Stalin), sondern leidende, sich freuende, traurige und fröhliche, vor allem aber singende Menschen. Sprachlich nachweisbar wird das zum Beispiel in Skryabins Satzbezeichnungen seiner «5 Préludes»: «Douloureux déchirant,

contemplatif, dramatico, vague, indécis, fier, belliqueux.» Geradezu massiv hörbar wird es in Roslawez' 3. Klaviertrio, einer sich bis in Orkane auslebenden Dekonstruktion der anfänglichen Kantabilität, einer tönenden «Gewitterfront», die die Stille eines viertönigen Abgangs von Geige und Cello zurück lässt.

Emotionale Momente

Arthur Louriés «Pleurs de la Vierge Maria» für Alt und Streichtrio bleibt in der Führung der Singstimme zwar fast konventionell, lässt die Tränen dafür in den Vor-, Nach- und Zwischenspielen ungehemmt fliessen. Emotionen sind dazu da, ausgelebt und gezeigt zu werden. Seiner Tränen muss sich kein Russe schämen.

Da wurde es im konzentrierten und hoch emphatischen Spiel der Mondrians – Daniela Müller, Petra Ackermann, Tamriko Kordzaia und David Pia – die grosse Überraschung zu hören, wie emotional kontrolliert Skryabin in seiner letzten Komposition, den «5 Préludes», sich äussert. Die drei langsamen Miniaturen darin, empfindsam von Tamriko Kordzaia gespielt, strömen eine anrührende und bezwingende Melancholie aus, die den Begriff «Avantgarde» singend ausser Kraft setzt. Starker, langer Beifall für ein ausgezeichnetes Konzert.

Gegen Klischees angespielt

VON ANJA WERNICKE

Wer Barockmusik hört, sieht sich mit Klischees konfrontiert. Von historischen Darstellungen des Barock in Filmen geprägt, ziehen Bilder von schüchternen Frauen in Reifröcken und Männern mit Spitzenkragen im Kopf auf, die sich in einem prunkvollen Ballsaal umeinander wie im Balztanz drehen. Diese adlige Sozialromantik samt Historien-Kitsch sitzt tief. Was kann also der Konzertbesucher tun, wenn er dieser Musik in einem zeitgenössischen Kontext begegnet und sie unvorbelastet hören und verstehen möchte?

Zeitgemässe Haltung zum Barock

Er muss Glück haben und auf die richtigen Musiker treffen. Abgesehen davon, dass sich viele Interpreten der Alten Musik als Reinkarnationen ihrer Idole verstehen und ihren Lebensstil abseits des Mainstreams pflegen, gibt es auch Gruppen wie die Barocco Sempre Giocane, die in der Reihe Kammermusik um halb acht in der Martinikirche zu erleben waren.

Mit einer modernen Haltung musizierten sie unaufdringlich und ganz auf die musikalischen Strukturen konzentriert. Klischees bedienten sie wieder in ihrem Auftreten noch in ihrer Klanggestaltung. Keine Anbiederei an das Einfühlen in die Zeit, das

zwangsläufig in Verkürzungen endet. Keine übertriebene Agogik à la «niemand kann sich heute mehr vorstellen, wie anders damals musiziert wurde». Sie liessen der Klarheit und Durchsichtigkeit des Klangs den Vortritt und verloren sich nicht in Bemühungen zu zeigen, wie fremd diese Musik doch heute für uns klingt.

Moderne Instrumente im Einsatz

Durch den Einsatz moderner Instrumente wirkte die Musik im Gegenteil umso zeitgemässer. Nicht umsonst scheinen sie sich «ewig junger Barock» zu nennen, was sie jedoch auch nicht davon abhält, mit erfahreneren Musikern wie Thomas Ragossnik zusammenzuarbeiten. Der Cembalist rauschte durch die Kadenzen des dynamisch fein ausgearbeiteten Brandenburgische Konzert Nr. 5 D-Dur BWV 1050 von Johann Sebastian Bach mit einer beeindruckenden Virtuosität. Der natürliche Fluss der Bach'schen Musik mit seiner Vielschichtigkeit wurde im Anschluss von Francesco Manfredinis Concerto grosso op. 3/12 kontrastiert, das eher wie eine Reihe musikalischer Luftballons aufgebaut ist, die nach und nach angestochen werden. Ebenso musikalischen Witz enthielt das Cembalo-Konzert von Bach. Das Melodie führende Cembalo wird von Streicher-Pizzicati kommentierend augenzwinkernd begleitet.